Das Altarbild [Fortsetzung]

Autor(en): **Lienert, Meinrad**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **4 (1909)**

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-763968

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DAS ALTARBILD

VON MEINRAD LIENERT

(Fortsetzung)

Am andern Abend war im Pfarrhaus Kirchenratssitzung. Es sassen da beisammen der Herr Pfarrer, der Gemeindepräsident Hanspeter, der Kirchenvogt Johannes, der alte Jakobseb und der Schulmeister, als Schreiber des Kirchenrates von Stagelegg.

Lange Zeit sassen sie beieinander und redeten von allem Möglichen und Unmöglichen, nur nicht von der neuen Kirche, wegen der sie doch zusammenberufen worden waren. Nämlich die Pfarrsköchin befand sich in der Stube, und solange sie mit Abstauben der alten Möbel nicht fertig war, ging sie nicht hinaus, selbst wenn der heilige Vater ein Konsistorium in der Stube abgehalten hätte. War der Pfarrer der Hirt und die Gemeinde die Herde, so glich sie einer drohenden Wetterwolke, die auch beim schönsten Wetter zu blitzen und zu donnern anfangen konnte, worauf dann gewöhnlich vor ihr Herde sowohl als Hirt Reissaus zu nehmen pflegten. Der Pfarrer hätte es eher gewagt, dem berühmten Becher unter die Rochen des Meeres nachzuspringen, als der Schwester Köchin zu verdeuten, sie sei in der Stube überflüssig, denn er liebte den Frieden über alles. Endlich ging sie. Da eröffnete der Präsident die Sitzung, indem er kund tat, dass es sich nun darum handle, erstlich, ob man das Gewölbe und die Wände des Kirchleins mit vergoldetem Stuk zieren wolle oder nicht, und zweitens, was man für ein Bild ob den Hochaltar malen zu lassen gedenke.

Der Kirchenvogt als Fondsverwalter nahm dem Präsidenten das Wort weg, noch ehe er geschlossen hatte. Es sei kaum Geld genug im Kirchensäckel, brummte er, für ein einfaches geweisseltes Kirchlein, geschweige denn für eine rauschgoldene Kirche voll Firlifanz. Er begreife nicht, für was man die Wände und Decke so grossartig herausputzen wolle. Eine Kirche sei eine Kirche. Man könne in einer geweisselten ebenso gut Gott dienen, als in einer, die voll Flitterzeug hange. Zudem hätten die drei Glocken ein Narrengeld gekostet, und es werde sich noch fragen, ob im Heuet die drei neuen Glocken das Unwetter besser von Stagelegg abzuhalten vermögen, als das alte bewährte Glöcklein, das man

so dumm ins Beinhaus der Nachbargemeinde verschenkt habe. Es heisse jetzt sparen, die Kirchensteuer werde so gross genug. Wenn aber der Herr Pfarrer irgendwo eine Goldgrube wisse, könne man seinetwegen die Kirche auch ausserhalb bis über den Kirchturmknopf hinaus vergolden.

„Ei freilich," sagte daraufhin der alte Pfarrer, „allweg weiss ich eine Goldgrube, Kirchenvogt, das ist der opferwillige Glaube unserer gesamten katholischen Welt. Und die habe ich im Sinne redlich und unentwegt auszubeuten, bis es für ein würdiges prunkvolles Gotteshaus so gut langt, wie für die drei Glocken, die unserm hauslichen Kirchenvogt einmal freudig ins bessere Jenseits läuten sollen. Nein, Johannes, mit deinem geweisselten Kirchlein musst mir nicht kommen. Ich will nicht, dass ihr unter der Predigt die Fliegen an den Wänden zählt, weil ihr sonst nichts würdigeres zu sehen habt. Voll Gold und Glanz will ich die Kirche haben und will nicht ruhen, bis hellfarbene und grellbunte Scheiben und allerlei Zierwerk Alleluja durchs Kirchlein schreien. Einfach und nüchtern habt ihr's ja zu Hause in den Bauernstuben. Kommt ihr mir aber in die Kirche, soll nicht nur die Orgel Hosianna singen, sondern auch Altar und Kirchlein über und über, auf dass sie in euren erkälteten Herzen die wärmenden Lichter der Hoffnung anzünden, auf dass euch das kleine Haus Gottes einen Vorgeschmack gibt von der Burg Gottes im himmlischen Jerusalem. Das jubelnde Kirchlein soll euch sagen, dass ihr nicht umsonst auf dieser Welt übel gelitten und gestritten habt. Jubilieren sollen alle Kirchengewölbe, und ist's nur ein rauschgoldener Himmel, so wette ich mit euch was ihr wollt, dass er jedes arme und trostbedürftige Herz zu Gott emporzieht. Ich will aus meiner Kirche keine kalte Gemeindestube machen, in der man die Langweile an allen Wänden herumkriechen sieht. Zudem tät' ich mich für die ganze Gemeinde schämen, wenn mir der Herrgott im Himmel einmal sagte, dass er in Stagelegg in einem armseligen, geweisselten, totlangweiligen Kirchlein habe wohnen müssen, während er bei unsern Nachbarn in Fluhbachport, die doch auch keine Grafen seien, in einem wahren Palaste zu Gast gewesen sei."

Der Kirchenvogt Johannes Dürlibacher brummte eine Weile vor sich hin; doch als auch der Präsident Hanspeter dem Pfarrer

zustimmte, sagte er: „Ja, wenn der Pfarrer über unsere Kirche einen Goldregen niedergehen lassen kann, dann putzt sie meinetwegen heraus wie ihr wollt.“ Kurzum, der Kirchenrat von Stagelegg wollte sich im Himmel von den Fluhbachpörtlern nicht übertrumpfen lassen und so wurde denn beschlossen, die Kirche mit Stukkatur und Vergoldung aufs reichste auszuschmücken. Für die Kosten versprach der Pfarrer aufzukommen, indem er sich an die gesamte Christenheit auf hundert Meilen Nachbarschaft wenden wolite.

Der alte übelhörige Kirchenrat Jakobseb schüttelte in einem fort den zipfelbekappten Kopf, sagte aber nichts als alleweil: „Das sind Zeiten, das sind Zeiten!“ Der Gemeindepräsident aber meinte schmunzelnd: „Am End bringt der Herr Pfarrer so viel Geld zusammen, dass noch ein Restchen übrig bleibt für ein Strässchen zum neuen Allmeindstall.“

„Hanspeter, Hanspeter!“ machte, schalkhaft mit dem Finger drohend der Geistliche.

Soweit war alles in ziemlichem Einverständnis behandelt worden. Als man aber ans zweite Traktandum kam und entschieden werden sollte, mit was für einem Bild man den Hochaltar schmücken wolle, rückte jeder mit einem andern Vorschlage auf. Der Pfarrer wollte Mariä Himmelfahrt dargestellt sehen. Der Gemeindepräsident Hanspeter wünschte den Apostel Petrus auf das Gemälde zu bringen. Und der Kirchenvogt Johannes wollte durchaus den Liebesjünger und Apostel Johannes ob dem Hochaltar gemalt haben. Zum ersten, sagte er, sei der Apostel Johannes Kirchenpatron zu Stagelegg und zum andern stände der Liebesjünger Johannes, der es mit dem Heiland allzeit so gut gekonnt habe, der Kirche gewiss besser an als der Apostel Petrus, der in der Leidensgeschichte doch einmal eine bedenkliche Rolle gespielt habe. Aber nun trat der Gemeindepräsident Hanspeter erst recht hartnäckig für seinen Namensheiligen ein. Der heilige Petrus sei denn doch, meinte er unter anderm, der Apostelfürst und bedeute mehr als alle elf andern Apostel zusammen und ihm und niemand anderm habe der Herrgott die Schlüssel des Himmelreiches übergeben.

„Der Liebesjünger muss auf das Bild!“ begehrte der alte Johannes auf.

„Den Apostelfürsten will ich haben!“ rief der Gemeindepräsident.

„Und mir,“ sagte nun stotternd der übelhörige Jakobseb, „mir muss der Apostel Jakobus der ältere auf das Bildnis und kein anderer. Zum ersten darf er sich neben den andern Aposteln wohl sehen lassen und zum andern heissen die Mannsleute der halben Gemeinde nach ihm und zum dritten und letzten . . .“

„Ich meinerseits,“ wagte der Schulmeister die stotternde Rede zu unterbrechen, „wäre für den Apostel Thomas. Nicht etwa bloss, weil er mein Namenspatron ist, sondern auch . . .“

„Was,“ schnarchelte ihn der Kirchenvogt ab, „den Apostel Thomas willst du auf dem Bildnis haben? Ist er denn nicht der erste gewesen, der an unserm Herrn und Heiland gezweifelt hat? Den Liebesjünger wollen wir, sag' ich!“

„Den Apostelfürsten und keinen andern!“

„Jakobus der ältere soll her!“

Kurzum, jeder wollte seinen Apostel ob dem Hochaltar sehen. Da holte der Pfarrherr nochmals mächtig aus und legte sich für Mariä Himmelfahrt ins Zeug, dass es eine Art hatte. Er wolle aus seiner Kirchendecke ein kleines Abbild des Himmels machen lassen und da wüsste er wahrhaftig kein passenderes und würdigeres Bildnis für den Hochaltar, als die Gottesmutter und Himmelskönigin Maria, wie sie mit ausgestreckten Armen vom Sterbebett, aber lebend, jubelnd in den Himmel hinauffahre. Sie sei ihnen allen ja täglich die beste Fürbitterin und stehe doch gewiss weit über allen Aposteln und Heiligen, da sie Gottes Thron und Ohr am nächsten sitze. Zudem könne man ja, wenn es doch sein müsse, den Liebesjünger Johannes, den Apostelfürsten Petrus, Jakobus den ältern, den ungläubigen Thomas, überhaupt sämtliche Apostel als Nebenfiguren auf das Gemälde bringen.

Endlich gelang es dem Pfarrer doch mit Ach und Krach, und nachdem er heimlich mehrmals den heiligen Geist zu Hilfe gerufen, Mariä Himmelfahrt als Hochaltarbild durchzusetzen, unter der Bedingung freilich, dass die Apostel und, besonders sichtlich, der Liebesjünger Johannes mit auf das Gemälde kämen. Denn, sagte brummend der alte Kirchenvogt, er glaube sich um das Kirchenwesen von Stagelegg soviel verdient gemacht zu haben,

dass sein Namensheiliger sich nicht hinter den andern Aposteln zu verbergen brauche.

Der übelhörige Jakobseb aber und der Gemeindepräsident, die es heimlich wurmte, dass der Liebesjünger auf dem Altarbild besonders hervortreten sollte, verlangten zuletzt mit anerkennenswerter Hartnäckigkeit, dass die Muttergottes mit sieben Schwertern in der Brust himmelfahren müsse.

Nur mit einem ausserordentlichen Aufwand von Beredsamkeit brachte der Geistliche die beiden Bauern dahin, dass sie die Art der Ausführung der Himmelfahrt ihm und vorab dem Maler überliessen. Wie sie aber heim zum Viehfüttern gehen wollten, hielt sie der Pfarrer zurück und sagte, er habe noch etwas weniges zu verhandeln. Da hockten sie widerwillig noch einmal ab. Was er denn noch habe, wollte der Gemeindepräsident wissen.

„He," meinte der Pfarrer kurz, „der Maler, der da gestern beim Kirchenvogt eingezogen ist, muss ein Modell haben."

„Was muss er haben?"

Die Bauern schauten erst den Pfarrer und dann sich gegenseitig nicht anders an, als ob einem jeden ein Horn aus der Nase wüchse.

Da erklärte der Geistliche die Bedeutung eines Modells, und als sie ihn nicht verstehen wollten, ging er noch weiter und suchte ihnen seinen Nutzen und seine Notwendigkeit möglichst klar zu machen, indem er die halbe Kunstgeschichte zitierte. Es dauerte aber ein geraumes Weilchen, bis er seinen Kirchenräten die Zweckmässigkeit eines Modells beigebracht und ihnen begreiflich gemacht hatte, dass die Muttergottes dem Maler nicht persönlich erscheinen werde, damit er sie in aller Muße für ihr Kirchlein abmalen könne. Nach vielem Kopfschütteln der würdigen Kirchenpfleger fragte endlich der Gemeindepräsident Hanspeter: „Ja, um's Himmelswillen, wer soll denn aber das Modell oder wie's heisst, es ist ja ein Dreck daran gelegen, machen?"

Der Pfarrer schmunzelte, dass er sie glücklich soweit hatte. „Ja eben," sagte er dann mit schier besorgter Miene, „das ist die Frage: Woher das Modell nehmen? In den Städten gibt es Weibsbilder, die für Geld sich dazu hergeben. Zum einen sind es aber nicht immer die schönsten und täten sich weit eher für

sündige Maria Magdalenen schicken als für die unbefleckte Jungfrau Maria. Und zum andern meine ich alleweil, wir könnten das billiger und besser im eigenen Lande finden."

„Das meine ich auch," fiel der Kirchenvogt unbedenklich ein.

„Und so habe ich denn den Maler gefragt und er meinte, eure Tochter, Kirchenvogt, das Marieli wäre ein Modell für die Muttergottes wie gewünscht."

„Was, mein Maitli?!" machte hocherstaunt der Alte. Nie und in alle Ewigkeit nicht! wollte er herausfahren, aber es fiel ihm noch rechtzeitig ein, welche hohe Ehre das für sein Kind und für sein ganzes Haus sein müsste, die Muttergottes auf dem Hochaltar für alle Zeiten darstellen zu dürfen. Es fiel ihm ferner ein, wie inbrünstig ihn alle lebenden und künftigen Stagelegger um diese Auszeichnung beneiden würden. Und es fiel ihm des weitern ein, dass der Maler vielleicht auch ihn selber etwas näher ansehe, bevor er den alten Liebesjünger Johannes am Lager der himmelfahrenden Gottesmutter male. So sagte er denn ganz ruhig: „Wenn die Marie damit einverstanden ist, so sage ich auch nicht nein, aber hinter ihrem Rücken mache ich's nicht ab."

„Natürlich," sagte schnell der Pfarrer, „selbstverständlich muss das Marieli einverstanden sein. Ich muss offen gestehen, dass ich auch kein geeigneteres Modell für das Bildnis der Jungfrau Maria zu finden wüsste als das Marieli; es hat Gesicht und Postur dafür. Die Apostel wird der Maler ja wohl ohne Modell fertig bringen, aber die Muttergottes getraut er sich doch nicht so ins Blaue hineinzumalen."

„Heja, heja," machte jetzt der alte Jakobseb, neidgelb über die drohende Ehrung des Windbruch Maitlis, „ist alles recht, ist alles recht meinetwegen, aber das kann ich gleichwohl nicht verstehen, wie die Muttergottes nach einem jungen Springmaitli und dazu noch nach so einem Hollediho, wie es das Marieli ist, abgemalt werden soll. Wenn's mir recht ist, und das Jahrzeitbuch von Nazareth müsste es mir bestätigen, — wird die Muttergottes zur Zeit ihrer Himmelfahrt schon eine ältere Person gewesen sein. Nicht dass ich dem Pfarrer vorgreifen will. Aber da meine ich denn doch, es wäre nicht schicklich, sie wie ein junges Maitli in den Himmel hinauffahren zu lassen. Es ist mir alleweil, für so

ein Modell täte denn doch eine bestandene ältere Weibsperson besser passen. Und da fällt mir grad des Pfarrers Köchin und Schwester, die Seppelun ein, die eine viel ernsthaftere Ansicht machen täte. Ich meine, wenn wir doch die schmerzhafte Muttergottes malen wollen, so wäre die Seppelun wie dafür von unserm Herrgott gezeichnet. Beelenderischer, liebergöttischer, kurzum erbärmlicher, kann keine zweite dreinschauen landauf, landab. Sie wird auch sonst eher wissen, wie eine Heilige ein Gesicht machen muss, da sie ja zunächst bei der Kirche und damit beim Himmel ist. Auf keinen Fall kann ich's billigen, dass man die Muttergottes in den Himmel auffahren lassen will wie ein Tanzschenkermaitli."

Damit zog der alte Jakobseb, unwirsch hüstelnd, seine Zipfelkappe über die Ohren.

Der Pfarrer aber musste laut auflachen, als er seine übermittelalterliche, übellaunige Schwester als Modell anpreisen hörte. Dadurch wurde auch dem Gemeindepräsidenten der Stachel genommen, denn im Grunde sympathisierte er mit der Anschauung des alten Jakobseb sehr, vorab weil er dem Kirchenvogt die drohende Ehrung seiner Tochter von ganzem Herzen missgönnte. So schwieg er denn und hörte dem Hochwürdigen ruhig und zuletzt beifallnickend zu, als er ausführte, wie er sich Maria nur als eine makellose, ewigjunge Magd vorstellen könne und wie er sie nach all der Passionszeit jubelnd zu ihrem göttlichen Sohne auffahren lassen wolle. Als er mit seiner begeisterten Schilderung zu Ende kam, wagte auch der Schulmeister und Kirchenratsschreiber ein Wort und sagte: „Darin muss ich dem Herrn Pfarrer recht geben, ob ich will oder nicht. Das glaube ich auch, dass die Muttergottes, die doch eine so bildschöne Jungfrau auf Erden gewesen, schöner als alle andern miteinander von Anbeginn der Welt und bis am jüngsten Tag, nicht auf einmal als alte Frau in den Himmel hinauffahren will unter die tausend und abertausend schneetaubenweissen Engel und Erzengel. Da muss doch das Marieli als Modell besser passen, denn," machte er hocherrötend, „ein schöneres Maitli weiss ich auch keins im Tal."

Jetzt mussten alle lachen und nur der Kirchenvogt tat mit sauersüssem Gesicht einen verächtlichen Blick nach des Lehrers schmalen Waden, was auf dessen Begeisterung ziemlich herabmindernd wirkte.

So kam es denn, dass das Marieli im Windbruch als Modell für das Marienbild des Altargemäldes auserkoren wurde.

Als der Kirchenvogt Johannes am Abend sein Töchterlein fragte, ob es willens sei, dem Maler Josef Rotlacher für das Marienbildnis Modell zu stehen, lachte es laut auf und sagte: „He allweg, von Herzen gern, Vater. Und wenn er hundert himmelfahrende Jungfrauen von mir abmalen will, ich will ihm gewiss stillhalten."

„Hm, hm," brummte der Alte und stieg nachdenklich in die Stubenkammer hinauf auf den Laubsack. „Ich mein', wenn der Maler den weissen Bart gehabt hätte, den sie erwartete, der Pfarrer hätte die himmelfahrende Muttergottes doch nach seiner schmerzhaften Köchin malen lassen müssen. Das Weltsmaitli das!"

(Schluss folgt)

□□□

EINSAMKEIT

Am Markte stand ich, sah die Menge wallen
Und dachte: Wer von diesen, die da gehn,
Kann deiner Seele tiefsten Traum verstehn?
Und wusst' es: Keiner je von ihnen allen. — — —

Nie werd' ich eines Menschen Seele offen
Vor meiner ausgebreitet liegen sehn,
Und wie mich keiner jemals wird verstehn,
Versteh ich keinen, darf es niemals hoffen.

So leben wir seit endlos langen Jahren
In Einsamkeit — und stehn uns doch so nah! —
Es ist ein jeder nur sich selber da,
Und keiner kann sein Tiefstes offenbaren.

PAUL ALTHERR

□□□